UIP

Weir-Film „The Truman Show“: *Im falschen Leben kann es kein richtiges geben*

FILM

Das Paradies ist eine Falle

Märchen und Mediensatire, Alltagskomödie und Welttheater: Dem exaltierten Komiker Jim Carrey und dem bedächtigen Regisseur Peter Weir ist ein erstaunliches Show-in-Show-Kunststück gelungen: „The Truman Show“.

Man muß sich Truman Burbank als einen glücklichen Menschen vorstellen. Er lebt mit einer netten Frau in einem netten Haus in einer netten Kleinstadt, wo meistens die Sonne scheint; er hat einen netten und sicheren Bürojob als Versicherungsfritze, dazu einen wirklich netten besten Freund, mit dem er abends gern bei einem Bierchen zusammenhockt; er hat sogar eine nette Mutter, die nicht über die Maßen nervt, weil noch immer kein Enkel in Sicht ist – gerade das nämlich bekümmert Truman wenig, da er doch selbst in manchem Sinn ein großer Kindskopf ist. Also alles tipptopp, nur der Rasenmäher nicht mehr ganz auf Zack.

Dann aber stürzt aus dem allerheitersten Himmel ein Ding in diese heile Welt herab – keine Sternschnuppe, sondern ein großkalibriger Scheinwerfer –, kracht nur ein paar Meter von Truman entfernt aufs Pflaster und setzt in ihm über die Schrecksekunde hinaus einen Prozeß des Fragens und Zweifelns in Gang, der sich nie mehr zurückdrehen läßt. Wie leicht hätte das Ding genau ihn treffen können!

Oder sollte es das? Ist glaubhaft, daß es sich, wie Truman zu hören bekommt, um ein Flugzeugteil handelt, das in der Luft genau über der Stadt abgebrochen ist? Und was soll er davon halten, daß sich bei einem Strandbummel ein Gewitter wie aus der Dusche genau über ihm entlädt, während schon zwei Schritte weiter alles trocken bleibt? Ist vielleicht die Idee eines persönlichen Gottes, der seine Spielchen mit einem treibt, doch nicht verkehrt?

Die Wahrheit heißt: Truman ist seit dem Tag seiner Geburt, also seit fast 30 Jahren, ahnungslose Hauptfigur einer Art Reality-TV-Show, die auf einem eigenen Kanal rund um die Uhr mit 5000 versteckten Mikrokameras jeden Atemzug, jeden Schritt, jedes Wort ihres „Stars“ rund um die Welt verbreitet. Alle Menschen, denen Truman je im Leben begegnet ist, sind bezahlte Schauspieler, und das ganze so nette, so sonnige, angeblich auf einer Insel vor der Küste von Florida liegende Städtchen namens Seahaven ist eine Kulisse: Simulation, trompe l’œil, virtual reality. Je deutlicher Truman diesen Lebensschwindel durchschaut, desto heftiger und verzweifelter rebelliert er dagegen und wagt endlich, auf Leben oder Tod, die Flucht.

Truman Burbanks persönlicher Gott mit dem etwas prätentiösen Künstlernamen Christof ist ein visionärer Spieler und Medienmanipulator: Er hat die „Truman Show“ erfunden, ins Werk gesetzt, zum Weltmodell ausgebaut und zum Welterfolg gemacht. Auch der Name Truman („true man“), den dieser Christof seinem Geschöpf gegeben hat, ist vielleicht ein wenig penetrant. Burbank hingegen heißt, ganz banal, der schmutzige Industriestadtteil hinter den Hollywood Hills, wo viele „Soapoperas“ ihre Fertigungsstätte haben.

Dort ist, so muß man sich vorstellen, unter der Kuppel eines riesigen Biosphären-Doms der Kunstort Seahaven aufgebaut, diese nostalgisch garnierte Super-Idylle, das Paradies, als dessen lebenslanger Gefangener Truman Burbank sich erkennen lernt. Nie war wahrer, daß es innerhalb des falschen Lebens kein richtiges geben könne; die Alternative zu diesem Schein-Glück, die sich Truman bietet, ist das normale Unglück namens Realität.

Der tatsächliche Schöpfer von Truman und Christof und Seahaven und dem ganzen Rest ihrer Welt ist ein junger Neuseeländer namens Andrew Niccol, der Anfang der neunziger Jahre in einer Werbeagentur in London arbeitete, nebenher sein erstes Drehbuch zu Papier brachte und fest entschlossen war, es auch selbst in Szene

zu setzen. Es soll für den US-Produzenten Scott Rudin nicht leicht gewesen sein, den stürmischen Neuling zu überzeugen, daß er leicht eine Million Dollar für das tolle Buch kriegen könne, aber niemals die notwendigen 50, 60 oder 70 Millionen, falls er selbst Regie führen wolle. Niccol ließ sich den Verzicht darauf extra bezahlen, setzte sich hin, schrieb den futuristischen Gentechnologie-Thriller „Gattaca“, führte dabei dann auch selbst Regie und brachte den Film noch vor der „Truman Show“ in die Kinos.

Deren Entstehung nämlich stockte, weil Rudin ein Verblüffungscoup gelungen war, der seinen Preis hatte: Er brachte zwei in ihren Projekten sehr wählerische Künstler zusammen, Jim Carrey und Peter Weir. Der aus Kanada stammende Grimassenschneider Carrey hatte nicht lange Befriedigung darin gefunden, in Hollywood auf der Überholspur als Spitzen-Spaßmacher zur Spitzengage von 20 Millionen Dollar pro Film vorzupreschen. Er war, nachdem ein erster Ausflug ins seriöse Fach („The Cable Guy“) zum Flop mißraten war, nun erst recht hungrig auf eine Rolle mit Anspruch und echter Substanz.

Der bedächtige, 20 Jahre ältere Regisseur Peter Weir wiederum hatte schon einmal einen durchgedrehten Klamaukheini in einen sensiblen Charakterdarsteller verwandelt (Robin Williams in „Der Club der toten Dichter“). Doch Weir galt – fest in seiner australischen Heimat Sydney verwurzelt, obwohl er seit Mitte der achtziger Jahre („Der einzige Zeuge“) Filme in Amerika machte – als schwieriger, anspruchsvoller Produktionspartner. Er war aber, wie er sagt, auf Anhieb fasziniert von dieser Fabel, der „unser aller Empfinden, einer manipulierenden Medienrealität ausgeliefert zu sein“, Resonanz gibt. Die Rolle des Magiers Christof hätte er beinahe selbst gespielt (im fertigen Film ist es, wunderbar hintergründig, Ed Harris), und die Aussicht auf Carrey, einen Lieblingsstar seiner Kinder, „elektrisierte“ ihn: Er fand in ihm genau jene Synthese aus Wunderkind und Jedermann, die allein die Kunstfigur Truman Burbank glaubhaft und bewegend machen könnte, und er bekennt im Rückblick auf die Arbeit: „Was von Carrey als Schauspieler ausgeht, hat einen Hauch von Genialität.“

Nachteil dieser Ideal-Konjunktion: Der Drehbeginn, für Anfang 1996 geplant, mußte wegen anderen Carrey-Verpflichtungen um ein ganzes Jahr vertagt werden – Zeit aber für Weir, zusammen mit Niccol das Skript verschärfend zu überarbeiten und es aus dem düsteren Manhattan, wo die Geschichte ursprünglich spielte, in die Helligkeit eines Kunst-Florida zu verpflanzen.

THE KOBAL COLLECTION

Regisseur Weir: *Die Kunst, einen Spaßmacher ernst zu nehmen*

Der Einsatz hat sich gelohnt, die „Truman Show“ – anders als in der Paarung Carrey/Weir gar nicht mehr vorstellbar – ist ein spektakulärer Treffer, ein Stück Intelligenzkino aus Hollywood, das die tranigen Großmelodramen dieser Herbstsaison (Spielberg, Redford und andere) durch Vitalität und Brillanz weit überflügelt.

Niccols Drehbuch entfaltet mit fabelhafter Kraft und Stringenz Zug um Zug zugleich Seahavens Kunstwelt und Trumans wachsende Rebellion, und Weirs visuelle Phantasie versteht so bravourös mit Details zu spielen, daß sich im Mikrokosmos dieses Märchens erstaunlich vielsinnig die Multimedienwirklichkeit von heute und morgen spiegelt. Schein oder nicht Schein? Niccol liebt es, ironisch den Spieß umzudrehen und dem sogenannten wirklichen Leben vorzuwerfen, daß sein Drehbuchautor ein Versager sei: „Wer schreibt diesen Kram?“

Urs Jenny